



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hellenentum und Christentum : 6. Dio von Prusa : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

offne Thor für die deutschen Kaiser“ geheißen, ist heute mit dem Stützpunkt Mailand der feste Verschluß der Gotthardlinie, während sich das bekannte Festungsviereck am Etsch und Mincio den Mündungen der Brenner- und der Semmeringbahn vorlagert. Die Gotthardbahn hat in erster Reihe nur für Deutschland und Italien militärische Bedeutung, für Frankreich insofern, als sich durch Besetzung der Gotthardposition diese Verbindung unterbrechen ließe. Die von Innsbruck durch das Eisack- und das Etschthal über Bozen und Trient nach der italienischen Hauptfestung Verona führende Eisenbahn überschreitet in gewaltigen Kurven die Paßhöhe des Brenners, während die Semmeringbahn ihren 42 Kilometer langen Weg vom Leitha- in das Mürzthal zwischen Gloggnitz und Mürzzuschlag an steilen Felswänden vorbei nimmt, sowie über ausgedehnte Viadukte und dann mit einer Zweiglinie über Graz und Laibach, mit der andern über Villach und Udine nach Triest eilt. Von bedenklichem Werte würden für beide Bahnen die bezeichneten Übergangsstellen in den Tiroler und den österreichischen Alpen sein, wenn nicht diese Strecken völlig dem innern, gesicherten Bereiche des Landes angehörten. Die Brennerbahn wird gegen Italien durch die Lagerfestung Trient mit ihren Außenforts abgesperrt; so wurde z. B. 1866 auch von hier aus Garibaldis Versuch, die Alpenverschlüsse zu durchbrechen, entschieden zurückgewiesen. Den Zufahrtslinien der Semmeringbahn legen sich einerseits die Befestigungen von Triest vor, andererseits die das Hochthal des Tagliamento, durch das die Bahn nach Tarvis führt, leicht abschließenden Stellungen auf den Höhenrandungen westlich von diesem Plaze.

In künftigen europäischen Kriegen werden voraussichtlich auch die Alpenbahnen eine Rolle mit übernehmen; sei es, daß man sich auf alten Schlachtfeldern der Lombardei trifft, sei es, daß an der Rhone, an der Maas oder an der Weichsel gekämpft wird, immerhin wird man mehr als mittelbar ihrer Geleise bedürfen. Die Kriegskunst steht heute vor Aufgaben, an die zuvor kaum gedacht wurde, und über deren Lösung erst die nächsten Kriege entscheiden müssen; gerade der moderne Verkehr in seiner großartigen Gestaltung und ungeheuern Beschleunigung bietet der kommenden Kriegsführung die schwierigsten Probleme.

v. W.



Hellenentum und Christentum

6. Dio von Prusa

(Schluß)



Schon die Vergleichung der Königsreden mit den Diogenesreden zeigt, daß Dio, wie Arnim hervorhebt, in der dritten Periode seiner Wirksamkeit von der individualistischen zur Sozialethik fortgeschritten war. Noch deutlicher wird das aus dem, was seine Reden von seinem Wirken in der Vaterstadt verraten, und aus seinen sozialpolitischen und ökonomischen Ratschlägen. Sehr ernstlich beschäftigte ihn die Lage der ärmern Klassen. Es ist bekannt, daß die an sich erlaubten

Genossenschaften der Handwerker und der Krämer den Behörden manchmal verächtlich erschienen sind. Das war gerade zu Dios Zeit in Bithynien der Fall. Plinius berichtet seinem Kaiser über einen Brand in Nikomedien, der große Verheerungen angerichtet habe, weil die Leute, anstatt zu löschen, dem Feuer unthätig zugeesehen hätten; Löscheräte seien in der Stadt gar nicht vorhanden, weder Spritzen noch Feuereimer. Er fragt, ob nicht aus Zimmerleuten eine 150 Mann starke Feuerwehr organisiert werden solle. Trajan antwortet, Plinius möge nicht vergessen, daß Handwerkerzünfte in Bithynien Unruhen erregt hätten; man solle sich deshalb lieber darauf beschränken, für Anschaffung von Löscheräten zu sorgen und die Hausbesitzer zum Löschen zu verpflichten, auch bei einem Brande die Herbeilaufenden dazu anzuhalten (42. und 43. Brief des zehnten Buches). Ein harter Prokonsul nun hatte nach einem Aufruhr arme Leute grausam gestraft, wahrscheinlich mit den Schuldigen auch viele Unschuldige, und einige angesehenen Männer waren — in welcher Weise ist nicht bekannt — den Bedrängten zu Hilfe gekommen. Auch Dio hatte sich an diesem Liebeswerke beteiligt, und gerade ihm wurde es von Sykophanten als Demagogie, Begünstigung des Aufruhrs und Feindschaft gegen die Besitzenden ausgelegt. Der Angegriffene verantwortete sich vor Volk und Rat in einer Rede, in der er u. a. sagt: „Wenn ich mich der Leute aus dem gemeinen Volk erbarmte in einem Falle, wo sie Erbarmen verdienten, und ihr Los so viel wie möglich zu erleichtern suchte, so beweist das nicht, daß ich ihnen mehr ergeben wäre als euch, den Besitzenden; denn auch an unserm Leibe ist es jedesmal der leidende Teil, den wir pflegen, und wenn uns die Füße weh thun, die Augen aber gesund sind, wenden wir jenen mehr Fürsorge zu als diesen. Wenn ich sage, daß das arme Volk Erbarmen verdiene, so soll damit nicht gesagt sein, daß ihm Unrecht geschah. Auch mit den Kranken, die von den Ärzten geschnitten werden, haben wir Mitleid, obwohl es zu ihrem Heile geschieht, und Vater und Mutter vergießen Thränen darüber, obgleich sie wissen, daß es hilft.“

Er beschränkte sich jedoch nicht darauf, bei ungewöhnlicher Not Mitleid zu fühlen, sondern er entwarf Pläne zur Beseitigung proletarischer Zustände. Das Elend und die Laster der Großstädte, besonders Roms, erfüllten ihn nicht weniger mit Abscheu und Besorgnis als die Verödung des Landes, und er schlug das vor, was wir heute innere Kolonisation nennen. Er fand für seinen Vorschlag in einer wahrscheinlich zu Rom gehaltenen Rede eine überaus geistreiche und anziehende Einkleidung, zu der ihm Erlebnisse seiner Wanderschaft den Stoff und seine Begeisterung für das natürliche Leben den Schwung lieferten. Die Rede heißt „Der Jäger“ und ist, leider sehr abgekürzt, von Ludwig Friedländer seiner Abhandlung „Griechenland unter den Römern“ im 22. und 23. Heft des Jahrgangs 1898/99 der Deutschen Rundschau einverleibt worden. Dio malt hier ein anmutiges Idyll und verslicht sehr geschickt sein Reformprogramm hinein. Man könnte die Dichtung nach der Analogie des Wortes Staatsroman eine Staatsnovelle nennen, nur daß nichts Unmögliches darin vorkommt. Der Verfasser leidet Schiffbruch am unwirklichsten Teile der Küste Euböas. Herumirrend trifft er einen Jäger, der ihn in sein

Haus einladet. Des Jägers Vater und der seines Nachbarn haben als Hirten eines reichen Mannes an dieser Stelle ihr Sommerquartier gehabt. Das Vermögen ihres Brotherrn ist konfisziert, die Herde verkauft worden. Die beiden Familien aber, die keinen andern Erwerb fanden, blieben in ihrer Einöde — einem mit Wiesen bedeckten, mit einzelnen Bäumen bestandnen und von Bächen durchflossenen Lande —, richteten ihre Wohnungen auch für den Winter ein, lebten zunächst von der Jagd, machten aber ein Stück Land urbar, auf dem sie Getreide bauten, Gemüse-, Obst- und Weingärten anlegten, und hielten einen kleinen Stamm Vieh. Der Grund und Boden, auf dem sie hausten, war, ohne daß sie davon erfuhren, in das Eigentum der einige Meilen entfernten Stadt übergegangen, und ein Sykophant hatte sie entdeckt und angeklagt, daß sie städtisches Gemeindeland benützten, ohne Pacht zu zahlen, und darauf reich würden. Dios Wirt hatte, um sich zu verantworten, in die Stadt gehn müssen. Es war das zweitemal in seinem Leben, daß er sie zu sehen bekam — als Knabe hatte er einmal seinen Vater hin begleitet —, und es hatte ihm im städtischen Gewühl und Lärm sehr schlecht gefallen. Er überzeugte die Volksversammlung davon, daß der Denunziant ein Verleumder sei, der ihr in saurer Arbeit erworbenes kleines Vermögen lächerlich übertrieben habe. Als der Mensch sogar behauptet, sie pflegten durch falsche Zeichen Schiffe anzulocken, um dann die Habe der Geseiterten als Strandgut zu rauben, ruft der Jäger: O Zeus, möge nie ein Mensch aus dem Unglück andrer Menschen solchen Gewinn ziehn! Und er erzählt, wie er schon öfter Schiffbrüchige gastfreundlich aufgenommen und ihnen nach seinen schwachen Kräften weiter geholfen habe. Da erkennt ihn einer der Anwesenden, der das selbst erfahren hat, und berichtet, wie der gute Mann sogar der Tochter das Hemd ausgezogen habe, um die Blöße des Schiffbrüchigen damit zu decken. (Man vergleiche, was die Apostelgeschichte in der Erzählung des Schiffbruchs an der Küste von Malta sagt: die fremden Bewohner erwiesen uns nicht geringe Menschenfreundlichkeit.)

Die Versammlung beschließt nun auf den Antrag eines wohlgesinnten und verständigen Mannes, den Jäger als Erretter eines Bürgers, vielleicht sogar mehrerer Bürger, auf Staatskosten zu bewirten und ihm Leibrock und Mantel zu schenken; der Gerettete will noch hundert Denare dazugeben. Die nimmt der Jäger nicht; er habe und brauche kein Geld, jener möge sie dem Denunzianten geben, der verstehe sich aufs Geld. Er habe damals, sagt er zu Dio, gesehen, daß sie in der Stadt einander nicht lieben. Im stärksten Gegensatz zum städtischen Sykophantentreiben, der lieblosen Gewinnsucht und dem Lasterleben der Städter steht die Schilderung dieser einfachen Einödbauern, ihres innigen, unschuldigen und reinen Familienlebens, ihrer Herzlichkeit und Menschenfreundlichkeit, ihrer Arglosigkeit, Offenheit und Wahrhaftigkeit. Sie leben übrigens nicht ganz abgeschieden von der übrigen Welt, sondern verkehren mit den Bewohnern des nächsten Dorfes, wo die eine der beiden Familien eine Tochter verheiratet hat. Die Erzählung schließt mit einer fröhlichen Hochzeit. So zeigt Dio, wie das Landleben bei einem sehr geringen Maße von Kulturgütern die Entfaltung der schönsten und besten An-

lagen der Menschennatur möglich macht, und welches Glück die Autarkie einer Naturalwirtschaft gewährt, die den Menschen nicht mit tausend Fäden an unzählige andre Menschen bindet, von deren Schicksal und gutem oder bösem Willen das Schicksal jedes Menschen abhängt, der in eine künstliche Staatswirtschaft oder gar in die Weltwirtschaft verflochten ist.

Einem verständigen Manne in der Volksversammlung nun, der den Antrag zu Gunsten des Jägers gestellt hat, legt Dio sein Reformprogramm in den Mund. Weit entfernt davon, daß der Jäger und sein Nachbar die Stadt geschädigt hätten, seien sie vielmehr sehr nützliche Bürger, auch abgesehen von dem Dienst, den sie Schiffbrüchigen erwiesen. Sie hätten sich selbst in einem gesunden und arbeitsamen Leben zu gesunden und tüchtigen Menschen entwickelt und würden im Kriege oder bei Einfällen von Piraten gute Landesverteidiger abgeben. Sie hätten Land urbar gemacht und erzeugten Lebensmittel. Möchte es nur viele solche geben, statt des müßigen und nutzlosen Gefindels, das sich in der Stadt herumtreibe! Lügen doch zwei Drittel des Stadtgebiets verödet da! Dafür müsse man Bebauer gewinnen dadurch, daß man Bürgern, die sich ansiedeln wollten, die Hufe zehn Jahre lang ohne Pachtzins und Abgaben überlasse. Ansiedler aus der Fremde brauche man bloß fünf Jahre steuerfrei zu lassen. Es würden auch nach Einleitung einer solchen Kolonisation noch genug müßige Leute in der Stadt zurückbleiben, für die nützliche Beschäftigung zu finden schwierig sein werde. Der Teil der Rede, der die positiven Vorschläge enthält, ist verloren gegangen; erhalten ist nur, was über die teils einzuschränkenden, teils zu beseitigenden Luxus- und Schmarohergewerbe gesagt ist. Nur solche Gewerbe sollen geduldet und gefördert werden, die das wirklich Nützliche und Notwendige schaffen, und die den Arbeitenden weder am Leibe noch an der Seele schädigen. Auch den Sklaven darf man Dienste nicht zumuten, durch die sie ihre Menschenwürde einbüßen, denn die Standesunterschiede beruhen auf vergänglicher Menschenfakung; der Schöpfer hat alle Menschen gleich geehrt, indem er allen die Auszeichnung der Vernunft verlieh und das Vermögen, das sittlich Schöne vom Schändlichen zu unterscheiden.

Auch die geschlechtlichen Ausschweifungen werden gezeißelt. Der Redner fragt die Bürger, ob sie denn gar nicht den Zeus Genethlios, die Hera Gamelios und alle die andern den Ehebund beschützenden Götter scheuten. Denn Gottesfurcht ist dem Dio, wie schon das aus den Königsreden angeführte beweist, Hauptquelle und Hauptstütze der Sittlichkeit. In zwei Reden hat er seine Theologie ausführlich dargelegt. In der olympischen handelt er von der Entstehung der Gotteserkenntnis. Er komme, sagte er seinen Zuhörern zu Olympia, einen weiten Weg. Wegen Alter und Kränklichkeit unfähig zum Kriegsdienste, habe er sich doch in das Kriegslager begeben (in das Lager des gegen die Dacier ziehenden Trajans), um Männer zu sehen, von denen die einen für die Erweiterung ihrer Herrschaft, die andern für Freiheit und Vaterland kämpften. Nun aber sei er umgekehrt, nicht der Gefahr ausweichend, sondern sich eines alten Gelöbnisses erinnernd, denn das Göttliche erachte er immer für das Wichtigere. Und darum wolle er auch nicht über

den daciſchen Krieg zu ihnen reden, ſondern über den olympiſchen Zeus, den König und Vater der Götter und Menſchen, den Schaffner des Krieges und des Friedens. Über das Weſen der Gottheit, führt er dann aus, ſind Hellenen und Barbaren gleich belehrt, da wir ja alle nicht außerhalb der Gottheit leben, ſondern mitten drin in ihr und mit ihr verwachſen ſind. Wie hätten die Menſchen die Gottheit nicht wahrnehmen ſollen, auf allen Seiten umleuchtet von den großen Himmelslichtern, umrauscht von den Stimmen des Waldes, der Ströme, des Meeres, der zahmen und der wilden Tiere, ſelbſt aber die füßeſten und deutlichſten Laute von ſich gebend und die menſchliche Stimme liebend, die ſo fröhlich klingt und jedes Wahrgenommene durch einen geeigneten Namen kenntlich macht. Wie wäre es denkbar, daß die Menſchen den nicht gemerkt haben ſollten, der alles ſäet, pflanzt, erhält und nährt, der durch Augen, Ohren und alle Sinne beſtändig in unfre Seele eindringt? Der im Anfang den erdentsproſſenen Stammvätern des Menſchengeſchlechts eine reiche, feuchte, warme Erde mit von ſelbſt wachſenden Früchten bereitet hat wie den Kindlein die Mutterbruſt. Wenn ſie das alles wahrnahmen, auch den zu unfrem Heil eingerichteten Wechſel der Jahreszeiten, und inne wurden, wie ſie durch das Vermögen, über all das nachzudenken, vor den Tieren ausgezeichnet ſeien, ſo konnten ſie ja gar nicht anders, ſie mußten die Gottheit bewundern und lieben. (Schlichter, kürzer und weniger ſchwungvoll drücken dieſe Gedankenreihe aus Apoſtelgeſchichte 14, 15 bis 16; 17, 24 bis 29 und Römer 1, 20.)

Wenn ein Helle oder ein Barbar (jezt kommt eine der wenigen Stellen, die etwas aus den Eleufinien verraten) in ein Myſteriengebäude von ungewöhnlicher Größe und Schönheit käme, all das Schaugepränge und die ſinnreichen Veranſtaltungen ſähe, Stimmen vernähme, den Wechſel von Beleuchtung und Verfinſterung erführe und zuletzt ſähe, wie beim Thronismus die daſitzenden Einzuweihenden von den Einweihenden umtanzt werden, iſt es da wohl wahrſcheinlich, daß er, obwohl er von weit herkommt und von niemand belehrt worden iſt, nicht merken würde, daß das alles abſichtlich und nach einem Plane aufgeführt wird? Und in dieſer reichen und weiſe eingerichteten Welt, wo nicht Menſchen, ſondern die unſterblichen Götter den Menſchen einweihen und Tag und Nacht umtanzen, ſollte man den Vortänzer, den Anordner der ganzen Herrlichkeit nicht bemerken? (Wir heutigen Stadt- und Stubenmenſchen haben keine Vorſtellung mehr von dem tiefen Eindruck, den die Sternbilder und der Lauf der Geſtirne auf die Gemüter der Alten machten. Man erkennt ihn u. a. aus dem Gedicht des Aratus, von dem Cicero im 41. Kapitel des zweiten Buches über das Weſen der Gottheit längere Stellen in ſeine Abhandlung einſlicht.) Wie wunderbar, daß auch die Tiere nach Gottes Gebot leben, ja daß ſogar die Pflanzen, die zwar leben, aber keine Einſicht haben, eine jede die ihr zukommende Frucht tragen! Und doch giebt es Menſchen, die nicht wie die Gefährten des Odysſeus Wachs ſondern geſchmolzenes Blei in den Ohren und Finſternis vor den Augen haben, ſodaß ſie Gott nicht erkennen und das Göttliche verachten. Statt Gottes ſetzen ſie (die Epikuräer) einen böſen Dämon auf den Thron, den ſie die Luſt nennen; die Götter aber

verbannen sie aus der Stadt, ja aus der Welt in unwahrscheinliche Räume (Intermundien), und von dem All sagen sie, daß es ohne Sinn, ohne einen Schöpfer, Herrn und Lenker von selbst geworden da sei und sich bewege, ohne auch nur die bewegende Ursache des tanzenden Kreiselns zu haben, von dem wir doch wissen, daß ihn ein Kind in Bewegung gesetzt hat.

Diese allen Menschen eingepflanzte Einsicht ist die erste Quelle der Gotteserkenntnis. Dazu kommen dann vier andre Quellen: die Poesie, die Gesetzgebung, die bildenden Künste und die Philosophie. Diese verschiedenen Lehranstalten, wie man sie nennen kann, verhalten sich wie Erklärer zur ursprünglichen natürlichen Gotteserkenntnis. (In der ersten Königsrede unterscheidet übrigens Dio zwischen inspirierten Männern und gottentfremdeten Dichtern, die falsche und unwürdige Vorstellungen von der Gottheit verbreitet haben.) Er verweilt ausführlich nur bei den bildenden Künsten, führt den Phidias, den Schöpfer des berühmten Zeusbildes, redend ein und läßt ihn den Bilderdienst rechtfertigen. Die göttlichen Himmelererscheinungen, spricht Phidias, Sonne, Mond und Sterne, sind an sich bewundernswürdig und sind ohne Zweifel selige Götter, sie nachzubilden aber ist keine Kunst; man braucht bloß eine kreisförmige Scheibe anzufertigen. In einem solchen Abbilde aber kann man von dem, was doch das Wesen der Gottheit ausmacht, Vernunft und Charakter, keine Spur bemerken. Andererseits können auch Vernunft und Geist nicht unmittelbar abgebildet werden. So nehmen wir denn unsre Zuflucht zum Menschenleibe, der ein Gefäß der Vernunft ist, und wählen ihn als ein Abbild und Sinnbild der an sich unsichtbaren und nicht darstellbaren Gottheit, ein Sinnbild, das sicherlich zutreffender ist als die Tiergestalten, die andre Völker gewählt haben. Es könnte nun jemand einwenden, am besten sei es, gar kein Bild der Gottheit zu machen und sich mit dem Anblicke dessen, was von ihr am Himmel erscheint, zu begnügen. Aber diese seligen Himmelsgötter sehen wir doch nur von fern. Den Menschen treibt eine mächtige Liebe zur Gottheit, sodaß er sich sehnt, sie in unmittelbarer Nähe zu verehren, zu berühren, ihr zu opfern und sie zu bekränzen. Wie die kleinen Kinder, wenn sie von Vater oder Mutter getrennt sind, von sehnächtiger Begierde getrieben, sogar noch im Traume die Händlein nach ihnen ausstrecken, so will der Mensch die Götter, die er mit Recht als Wohlthäter und Verwandte liebt, nahe haben und mit ihnen verkehren. Darum darf man es auch dem Homer nicht verübeln, daß er den Zeus ganz menschenähnlich geschildert hat. Und während Phidias glaubt, in mancher Beziehung besser als Homer den Zeus dargestellt zu haben — ganz friedvoll und mild, als Schirmherrn (*ἐπίσκοπος*) des befriedeten und einmütigen Hellas —, giebt er zu, daß allerdings der Poesie reichere Darstellungsmittel zur Verfügung stehn als der Plastik, und daß jene deshalb das Wesen der Gottheit erschöpfender zu versinnbildlichen vermöge. Der größte Künstler, der alles darstellen kann und alles dargestellt hat, bleibt Zeus selbst; von den menschlichen Künstlern, schließt der Phidias des Dio, weiche ich keinem, der Gottheit aber darf sich kein Mensch vergleichen.

In der Borysthenitenrede, die der Philosoph daheim in Prusa gehalten hat, entwickelt er die stoische Kosmologie, namentlich die Lehre von der Ek-

pyrosis und Apokatastasis. In einer sehr anziehenden Einleitung erzählt er, wie er auf der Reise zu den Geten (Daciern) in die griechische Kolonie gekommen sei, die zwar an der Mündung des Hypanis (Bug) lag, sich aber nach dem nahebei mündenden mächtigeren Strome (Dnjepr) nannte. Er beschreibt ihre Lage, erzählt von ihren Schicksalen — mit Mühe behauptete sie sich unter den umwohnenden kriegerischen Scythen —, schildert ihren verfallenen Zustand und berichtet, wie er freundlich aufgenommen worden sei, und wie man sich auf Spaziergängen zu ihm gesellt habe, um Belehrung von ihm zu empfangen. Das einmal sei ein als tapfrer Scythenbekämpfer angesehener junger Mann, Kallistratos, an den Wandelnden vorübergeritten, aber bald vom Pferde gesprungen und ihm nachgeeilt, um ihn zu begrüßen. Weil Dio wußte, daß die Borystheniten, obwohl sie nicht mehr korrekt hellenisch sprachen (*σαρῶς ἑλληνίζοντες*), für Homer schwärmten, den Achill verehrten und fast alle die Ilias auswendig konnten, so fragte er scherzend den Kallistratos, ob ihm Homer ein größerer Dichter zu sein scheine als Pothylides. Den kannte der junge Mann nicht einmal dem Namen nach. Und doch, meint Dio, ist ein einziger Vers von ihm mehr wert als die ganze Ilias und Odyssee. Der Vers behauptet, ein wohlgeordnetes Städtlein auf einer Klippe sei stärker als ein unvernünftiges Ninive. Kallistratos erwidert, von einem andern Fremdling, den sie nicht so liebten und scheuten, würden sie, die den Achill fast als Gott verehrten, sich das nicht gefallen lassen. Dagegen Dio: den Homer loben wir wohl ein andermal, aber jetzt müssen wir doch untersuchen, ob Pothylides Recht hat. Die andern stimmen bei; denn dazu seien sie ja an den Fluß gekommen, ihn zu hören (wird man da nicht an Apostelgeschichte 16, 13 erinnert?), obwohl wir, fügen sie bei, in Unruhe leben, da die Scythen erst gestern bei einem Überfall einige der Unsern getötet, andre gefangen mitgenommen haben. Aber beim Umherwandeln gehe den Entferntern zu viel verloren. Sie begeben sich deshalb auf den Platz vor dem Zeustempel. Die Ältern und Angesehenen setzen sich auf die Stufen, die andern stehen, und Dio hat, die Menge überschauend, Freude daran, wie sie doch auch im Außern Hellenen geblieben seien. Einer sei geschoren gewesen; man sagte, damit habe er den Römern schmeichen wollen. Er definiert nun zunächst die Polis als eine zusammenwohnende, gesetzlich geordnete Menschenmenge. Werde gefordert, daß jedes Mitglied der Polis durchaus gesetzlich, das bedeute vernünftig leben müsse, so gebe es allerdings nur eine Polis: die der seligen Götter. Bei einer menschlichen Polis müsse man schon zufrieden sein, wenn die Herrschenden den Logos hätten, die Menge ihnen gehorche. Das Urbild der Polis sei der Kosmos, dessen Glieder, die Weltkörper und die Elemente, in Liebe zusammenwirken. Nach der pantheistischen Anschauung der Stoiker fallen ihm Welt und Götterstaat in eins zusammen. Diesen Götterstaat schildert er nun einmal als Monarchie, dann als Haushalt, sodaß Zeus einmal der König und dann der Hausvater ist, endlich aber unter dem sonderbaren Bilde eines vierspännigen Wagens, den Zeus lenkt. Er hat, sagt er, diesen Mythos von den Magiern erfahren. Diesen weisen Männern, die nicht mit gewöhnlichen Gauklern zu verwechseln seien, habe ihn Zoroaster offenbart, als sie im Gefolge ihres

Königs an den von Flammen und Blitzen umspielten Berg herantraten, auf den er sich zurückgezogen hatte. Die Pferde des Weltwagens gehn im Kreise herum, sodaß sich das innerste um sich selbst herumdreht, die andern es in immer weiterer Entfernung umkreisen. Das äußerste Pferd ist weiß, glänzend, geflügelt, dem Zeus heilig. Das zweite an sich zwar dunkel, aber vom ersten beleuchtet und nach der Hera benannt. Das dritte, langsamer als das zweite, ist dem Poseidon, das vierte, das seinen Ort nicht verläßt, der Hestia heilig. Es sind die vier Elemente gemeint: der Äther oder das Feuer, die Luft, das Wasser, die Erde. Die Pferde schlagen manchmal aus, und dann giebt es eine Katastrophe, wie die in den Sagen von Phaëthon und von der deukalionischen Flut überlieferten. Aber die Pferde kehren immer wieder schnell zur Ordnung zurück, und im ganzen verläuft der Weltprozeß friedlich und ruhig. Dieser Prozeß besteht nun darin, daß das höchste Element, der Äther, der zugleich Nus, die Weltvernunft oder Gottheit ist, allmählich alle andern durchbringt, schmilzt, in sich verwandelt. (Die Wendungen, mit denen Dio bei der Beschreibung dieser Ekpyrosis das Bild von den Pferden festzuhalten sucht, sind gezwungen und geschmacklos.) Darauf aber schafft Gott eine neue Welt, die schöner ist als die vorhergehende, und der Kreislauf beginnt von neuem.

Nach Arnim, der Stellen aus andern Reden zur Beleuchtung dieser Abhandlung herbeizieht, war dem Dio das Kosmologische und das Theologische daran nicht Selbstzweck. Die Religion sei ihm, wie man aus vielen seiner Reden sehe, Herzenssache gewesen, Grundlage und Voraussetzung seiner Lebensansicht, und er habe niemals Theologie lehren, vielmehr die theologischen Dogmen der Philosophen in Religion zurückverwandeln wollen. In der Borysthenitika habe er den religionsphilosophischen Mythos nur für seinen politischen Zweck verwandt. So wenig, wollte er sagen, wie im Kosmos eine und dieselbe Verfassung unverändert fortbesteht, ebenso wenig ist dies im irdischen Staate möglich. Auch hier wechselt im beständigen Kreislauf die höchste ständische Differenzierung mit der völligen Nivellierung aller Gegensätze. Dem Zustand der Weltordnung (*διακόσμησις*) entspricht die Gliederung der Gesellschaft in Schichten, die in verschiedenem Maße an der Vernunft und Herrschaft teil haben, dem Zustande der Vergottung (denn dieser Begriff der Mystik ist mit der stoischen *ἐκπύρωσις*, Verbrennung, gemeint) würde der demokratische Staat und die demokratische Gesellschaft entsprechen, wenn die gleichmäßige Beteiligung aller an der Herrschaft auf der gleichmäßigen Verbreitung der Bildung und Vernunft beruhte. Wie im Zustande der Ekpyrosis die ganze Materie zu Geist und Vernunft geworden ist, so müßte auch in der wahren Demokratie die ganze Masse des Volks gleichmäßig durchgeistigt sein. Aber Dio hält, wie aus andern Reden (und auch aus dem Anfange der Borysthenitika) hervorgeht, eine solche Durchgeistigung der ganzen Masse nicht für möglich, deshalb bleibt ihm die Monarchie die beste Staatsform, während im Weltkreislauf die Zustände der Ekpyrosis und der Diakosmesis gleich gut sind. Wie der Weltprozeß, so verläuft auch der politische nicht ohne Katastrophen.

Übersehen wir das Leben und die Weltansicht dieses Mannes, so müssen

wir sagen: zwischen ihm und einem Anhänger der sich Christentum nennenden modernen Humanitätsreligion besteht kein wesentlicher Unterschied. Nicht einmal die stoische Kosmologie stört, denn wie schon im vierten dieser Aufsätze bemerkt worden ist, sowohl bei unsern Naturforschern wie bei den heutigen Philosophen treffen wir ganz ähnliche Hypothesen. Die Gestirngötter sind zudem unter dem Namen von Engeln ganz unbefangen von den Scholastikern und von Dante übernommen worden, ohne daß diesen daraus der Vorwurf der Kezerei erwachsen wäre, und im neunzehnten Jahrhundert durfte sich Fechner zu dem Glauben an sie bekennen, ohne dadurch seinen wissenschaftlichen Ruf zu gefährden. Hypothesen über das Unwißbare kollidieren eben nicht mit den exakten Wissenschaften. Die ganze griechische Mythologie ist eine solche Hypothese, und was sich an ihr mit dem Christentum nicht verträgt, das sind eigentlich nur die Götternamen. Diese, und der Bilderdienst, beiden gegenüber die Person Christi, das waren die Streitpunkte, die zwei in der Weltanschauung ganz einige Gruppen von Personen, die Christen und die Idealisten unter den griechischen Philosophen, zu Todfeinden machten. Und diese Todfeindschaft war damals notwendig.

Bei einer Besprechung der Reformation habe ich gesagt, der Haß Luthers und der echten Lutheraner gegen den Papst und den ganzen mittelalterlichen Katholizismus sei notwendig gewesen, weil, wenn die versöhnlichen und objektiven Geister, die Erasmus und Melancthone, die Oberhand behalten hätten, sich die neu gegründeten Kirchen rasch wieder mit der alten Kirche verschmolzen haben würden, und der weltgeschichtliche Zweck der Reformation, ein für die nationalen Bedürfnisse der Nordländer geeignetes und den Fortschritt der Kulturwelt nicht fesselndes Kirchenwesen zu schaffen, vereitelt worden wäre. So verhielt es sich auch mit dem Urchristentum. Am Bilderdienst nehmen heute aufgeklärte Ästhetiker so wenig Anstoß wie seit anderthalb Jahrtausenden die gläubigen Katholiken. Aber wenn die Christen der ersten Jahrhunderte gedacht hätten: es ist gleichgiltig, ob wir die Engel Gabriel, Raphael und Michael oder Hermes, Asklepios und Ares nennen und ihre Bildsäulen verehren, so würden sie als eine philosophische Sekte des Griechenvolks mit diesem selbst und dem römischen Staat untergegangen sein. Sollte die christliche Kirche, als das die geistige Frucht der alten Welt durch die Zeiten der Barbarei hindurchrettende Gefäß und als Trägerin einer Weltreligion, erhalten bleiben, so mußte sie sich von allen nationalen Besonderheiten frei machen. Wie sie sich durch die Vertauschung des Sabbats mit dem Sonntag, durch die Abschaffung der Beschneidung und der Speisegesetze vom Judentum losgelöst hatte, so mußte sie durch den starren jüdischen Monotheismus und durch den jüdischen Abscheu vor allem Bilderdienst vor der Verschmelzung mit dem Hellenentum, dem sie innerlich so nahe stand, bewahrt bleiben. Daher also kam es, daß die nah verwandten Seelen einander haßten. Auch Dio, meint Arnim, hat wahrscheinlich die Christen als schlechte Menschen gehaßt; als solche mußten ihm die Götterfeinde erscheinen. Erwähnt hat er sie nicht, obwohl er in Tarsus, der Vaterstadt des Paulus, aufgetreten ist, und in Bithynien die Christen nach dem bekannten Briefe des Plinius (10, 97) schon

so zahlreich waren, daß die Göttertempel anfangen zu veröden. Für den Philosophen waren sie eben, als eine zu unbedeutende Erscheinung, gar nicht vorhanden. Die Bedeutung Jesu, dessen Göttlichkeit sich vorerst nur dem Glauben der wenigen Auserwählten offenbarte, konnten die Wirkungen seiner wunderbaren Persönlichkeit dem Geiste der Denkenden erst im Laufe der Jahrhunderte, der Jahrtausende in stetig wachsendem Maße enthüllen.



Individualismus

Von E. Trampe

(Schluß)



Der Individualismus ist allein die ideale Befähigung, der als ethisches Muß empfundene seelische Drang bei jedem Einzelnen, im allerpersönlichsten Innenleben aufzugehn, in ihm und seinen seelischen und geistigen Kräften und Größen das Maß aller Dinge zu suchen und zu finden. Welchen Menschen aber ist solche Art zu sein als typisches Volkstum gegeben? Nur den Germanen, vor allem ihrem Kernstamm, den Deutschen. Ihnen ist der Quell alles Empfindens und Denkens die tiefbewegte Brust, die eigne Seele, das eigne Innere. Alles Anempfinden und Nachdenken nach äußerem Anstoße, fremdem Einflusse ist ihnen zuwider, ist ihnen nichts. Ihnen ist notwendig, dem ihnen eingebornen Verlangen nach Selbstbestimmung, nach selbstteigener Gestaltung jedes Menschenseins unbeschränkt Raum zu geben. Ihr Sondervermögen zu bewahren, es bewahren zu können, ist ihnen Ur- und Grundtrieb, ist ihnen Bedingung des Seins. Nur von sich und ihrem innersten Wesen aus stellen sie sich zu allem außer ihnen, und ihr Lebensodem ist es, bei ihrem Herantreten an die Außenwelt lediglich sich selber, ihre allerpersönlichste Eigentümlichkeit als Maß aller Dinge zu nehmen und demgemäß zu handeln. Die Romantiker, die doch sicher ein feines Gefühl für deutsche Seelenstimmung und deutsche Geistesströmung hatten, haben dieselbe Gedankenreihe in dem Satze zusammengefaßt, das Heil persönlicher Eigentümlichkeit (d. i. des Individualismus) hänge am Deutschtum. Und der große Ründiger deutschen Seelendrangs, Goethe, hat derselben Grundanschauung von der Wesensgleichheit des Deutschtums und des Individualismus einmal sehr drastisch und ganz knapp und klar Ausdruck gegeben, da, wo er von dem Neuerblühen deutscher Kunst in Sturm und Drang unter dem Eindrucke der Thaten Friedrichs spricht, und wo er, nachdem er ausgeführt hat, daß man dabei alles that, von dem König bemerkt zu werden, eben so entschieden wie selbstbewußt erklärt, „aber man thats auf deutsche Weise, nach innerer Überzeugung.“ Das sind nur Worte. Wohl sind es Seelenoffenbarungen, aber doch nur solche, die Worte geblieben sind. Mögen sie auch einem noch so urdeutschen, tiefinnerlichen Antrieb entsprungen sein, und mögen sie noch so zwingend Wiederhall im deutschen